

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 59 (2003)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

FOLKER SIEGERT, *Zwischen Hebräischer Bibel und Altem Testament. Eine Einführung in die Septuaginta*, Münster, Hamburg, Berlin: Lit-Verlag 2001 (= Münsteraner Judaistische Studien 9), VI + 340 S., paperback, € 25,90; ISBN 3-8258-5012-9.

Die Reihe, in der der anzuseigende Band erschienen ist, trägt den Untertitel: „Wissenschaftliche Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung“. Der Gegenstand dieses Buches ist wie kaum ein anderer so zu verstehen. Die Heilige Schrift des Urchristentums war die Jüdische Bibel in ihrer durch die Diasporasynagoge vermittelten griechischen Gestalt. Auch für die dogmengeschichtliche Entwicklung der ersten Jahrhunderte war die „Septuagintafrömmigkeit“ von grosser Bedeutung. Die Hebraisierung des Judentums nach 70 führte zur Abstossung der Septuaginta (LXX), die Latinisierung der Reichskirche führte zu ihrer Verdrängung durch die Vulgata, und die humanistischen Ideale der Reformatoren zogen ihr die *Hebraica Veritas* vor. So verödete ein originäres Feld christlich-jüdischer Begegnung.

Der „Normalverbraucher“ erfährt zwar gelegentlich in alt- oder neutestamentlichen Kommentaren Einzelheiten über besondere Lesarten der LXX, aber das Gesamtphenomen LXX kommt nie in seinen Blick. Das liegt schon daran, dass es keine deutsche Übersetzung gibt; mit noch so guten klassischen Griechischkenntnissen wird man oft im Stich gelassen, aber auch der Rückgriff auf das hebräische Original hilft nicht immer. Liegt der LXX ein anderer hebräischer Text zugrunde, oder hat man den hebräischen Text nicht verstanden oder aus bestimmten Gründen verändert?

Für alle diese Fragen stellt das Buch von Siegert eine ausgezeichnete Handreichung dar. Ein erstes Kapitel („Name, Entstehung und Bezeugung der Septuaginta“) informiert über die „Einleitungsfragen“ im engeren Sinn. Hier wird unter anderem die Entstehungslegende der Septuaginta kritisch behandelt (dass Siegert den sogenannten Aristeas-Brief im Anschluss an Josephus’ Namensform Aristaios lieber Aristaeos nennen möchte, ist ungeschickt; statt einer griechisch-lateinischen Mischform sollte man richtig transkribieren. Dasselbe gilt wohl auch für die Namen wie Museon und Sarapeon).

Das lange zweite Kapitel handelt vom „langen Weg zum Septuaginta-Urtext“. Sehr instruktiv wird hier unter anderem das oft unklare Verhältnis von masoretischem und griechischem Text erörtert und die Bedeutung der Septuaginta für die alttestamentliche Textkritik in einleuchtender Weise sehr eingeschränkt. Aber man wird auch gründlich über die vorhandenen Handschriften einschliesslich der Qumran-Fragmente informiert und über konkrete Probleme der „nach wie vor konkurrenzlosen“ LXX-Konkordanz von Hatch / Redpath aufgeklärt.

Das dritte Kapitel behandelt „Die Septuaginta als Übersetzungsleistung“. Hier wird neben einer Fülle von philologischen Beobachtungen auch die der LXX zugrunde liegende

Hermeneutik in den Blick genommen (S. 165ff.). Als wichtige Stichpunkte nenne ich nur: das Unterstreichen von Gottes Einzigkeit, Transzendenz und Initiative, die Torazentrik, die Kontrolle der Emotionen, das Zurückdrängen der Dämonologie.

Das vierte Kapitel befasst sich gründlich mit der Wiedergabe von Namen, wobei insonderheit die unterschiedlichen Ersatzformeln für das Tetragramm von Interesse sind (S. 202ff.).

Das fünfte Kapitel „Übersetzungstendenzen der Septuaginta: Begriffe“ behandelt die Wiedergabe hebräischer Ausdrücke in stärker differenzierter Form, aber auch gelegentliche Vereinfachung hebräischer Begriffsvielfalt. Hier wird auch Wesentliches für die Vorgeschichte von wichtigen neutestamentlichen Begriffen gesagt.

Das sechste Kapitel „Übersetzen und Edieren“ befasst sich mit den ausdrücklichen Korrekturen der Übersetzer an ihrer Vorlage. Siegert versteht unter „Edieren“: „Das erneute in Umlauf-Setzen eines Textes unter Behebung etwaiger Unvollkommenheiten, die dieser in den Augen seiner neuen Empfänger haben könnte“ (S. 287). Hier werden Eingriffe in den Wortlaut des Pentateuch, redaktionelle Änderungen in den Geschichtsbüchern, in der Psalmenübersetzung und in den Prophetenbüchern behandelt.

Alle Sachverhalte werden anhand trefflicher Beispiele illustriert; sympathisch ist, dass Siegert gelegentlich auch offene Fragen lässt. Die Bibliographie ermöglicht dem Interessierten den Zugang zur neuesten LXX-Forschung.

Natürlich hat auch ein so überaus informatives Buch seine Tendenz. Sie besteht in der Ablehnung jeglichen hellenistischen Einflusses auf die LXX. Das wird explizit auf S. 250 gesagt, aber auch an bestimmten Wertungen deutlich, wenn Siegert z. B. von „Vorsicht in der Gotteslehre“ (S. 241) oder theological correctness (S. 242) spricht. Meines Erachtens ist diese Vorsicht oder das Streben nach Korrektheit in vielen Fällen vom Geist der hellenistischen Zeit bestimmt. Man darf gespannt auf eingehende Argumentation in der im Vorwort des vorliegenden Buches in Aussicht gestellten umfänglicheren Ausarbeitung sein.

Helmut Merkel

MICHAEL BECKER, *Wunder und Wundertäter im frührabbinischen Judentum. Studien zum Phänomen und seiner Überlieferung im Horizont von Magie und Dämonismus*, Tübingen: Mohr Siebeck 2002 (= Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament II/144), XVI + 534 S., paperback, 8°, € 74,--; ISBN 3-16-147666-2.

Wenn sich die jüngere judaistische Forschung in den letzten Jahren vermehrt dem Thema antik-jüdischer Magie und Dämonologie zugewandt hat, so fügt sich die hier vorliegende Dissertation des Münchener Neutestamentlers und Judaisten aufs beste in die bestehende Forschungslandschaft ein und ergänzt diese in einem wichtigen Bereich – zumal es sich um die erste deutschsprachige Monographie zum Thema seit Anfang des 20. Jahrhunderts handelt. Basis der Untersuchung sind die frührabbinischen Hauptquellen, d. h. vor allem *Mishna*, *Abot de Rabbi Natan*, *Tosefta*, *Mekhilta de Rabbi Yishma'el*, *Sifra*, *Sifre Bamidbar* und *Sifre Devarim*; spätere Entwicklungen werden nur vorsichtig angedeutet.

Nach breiten Ausführungen zur Methodik sowie zu Rahmenbedingungen des ‚Wunder-‘ und ‚Wundertäter-Verständnisses‘ in der Umwelt der frühen Rabbinen fragt M. Becker im Hauptteil seiner Arbeit zunächst nach dem Stellenwert von Magie und Dämonismus im rabbinischen Judentum. Dabei wird deutlich, dass die frühen Rabbinen doch eine deutliche Distanz zu diesem Phänomen deutlich werden liessen. Nach einer eingehenden Analyse rabbinischer Wunderterminologie wendet sich Verfasser den rabbinischen Wundern zu, wobei zwischen a) Erzählungen über *Wunder* (entweder als Auslegung und Ausgestaltung biblischer Wunder und als „aktuelles Wundergeschehen“) und b) Erzählungen über biblische bzw. nicht-biblische *Wundertäter* unterschieden wird.

a) Im Hinblick auf die Erzählungen von *Wundern* fällt dabei unter formalen und formkritischen Gesichtspunkten auf, dass ein Grossteil der Erzählungen als *מעשָׁה* (*ma‘aseh*) gestaltet ist und auf der redaktionellen Ebene eine paradigmatische Funktion einnimmt, indem eine Halakha interpretiert oder erläutert wird. An eigentlichen Wundern besteht kein primäres Interesse. Interessanterweise wird in diesen Erzählungen in der Regel nicht von einem menschlichen Wundertäter berichtet, vorausgesetzt wird vielmehr Gottes mehr oder weniger verborgenes Geschichtslenken, das auf menschliches Gebet antwortet.

b) Bei *Wundertätern* kommt neben den Erzählungen zu biblischen Gestalten wie Mose, Elija und Elisha vor allem den Geschichten über Honi den Kreiszieher und seine Enkel sowie Hanina ben Dosa besondere Bedeutung zu. Aufgrund von Spannungen und Brüchen in den rabbinischen Texten versucht der Verfasser, analytisch Traditionen unterhalb der Redaktionsebene der einzelnen Makrotexte zu rekonstruieren. Damit werden zumindest in Umrissen auch historische nicht- bzw. vor-rabbinische Wundertäter greifbar. So war Honi wohl ein Charismatiker aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, wohingegen Hanina wohl im ersten nachchristlichen Jahrhundert in Galiläa wirkte. Beide waren „charismatische Solitäre, die jedoch gerade darin Gemeinsamkeiten aufweisen. Sie verbindet ihre besondere Gottesbeziehung und die Interpretation im prophetischen Kontext – vor allem der Eliatradition sowie ein Verständnis vollmächtiger Beauftragung, das ihre Handlungen und deren Interpretationen kennzeichnet“ (S. 378).

Für den Überlieferungsprozess kann synthetisch eine Rabbinisierung fremder, vor-rabbinischer Traditionen festgestellt werden. Erst sekundär wurden diese Gestalten im Laufe der Traditionsbildung mit der hasidischen Bewegung verbunden. Insbesondere kommt in diesem Zusammenhang in der früh-rabbinischen Literatur dem Gebet eine bedeutende integrative Funktion zu, weil es den Rabbinen die Adaption fremder Traditionen und deren Integration in die eigene Weltsicht erlaubte. Die rabbinischen Erzählungen über Wundertäter sind so als „tastende Versuche“ anzusehen, „die in einem theologischen Randbereich nach einer Orientierung fragen“ (S. 409). Eine veränderte Sicht der Dinge tritt freilich in den späteren Überlieferungen entgegen, wenn z. B. im babylonischen Talmud magische Phänomene breiteren Raum einnehmen und ein Rabbi sogar in Analogie zu einem Magier gesehen werden kann. Nun spielen Exorzismen eine grössere Rolle, die allerdings nicht die Autorität eines Charismatikers stützen, sondern vielmehr dem Aufweis der Überlegenheit der Torafrömmigkeit dienen sollen. Einer der Gründe für dieses Phänomen könnte – so deutet der Verfasser am Ende seiner Ausführungen zu den rabbinischen Texten an – in der Tatsache liegen, dass die Organisationsformen des babylonischen Judentums offener waren als die des palästinischen. Deshalb konnten sich in der Diaspora einfach auch andere, volkstümlichere Stimmen Gehör verschaffen, wohingegen die früh-rabbinischen Schriften „primär den Teil repräsentieren, der sich als Mehrheitsmeinung im palästinischen Teil durchgesetzt hat“ (S. 413).

In einem Epilog reflektiert der Verfasser dann über die Erträge dieser Ausführungen im Hinblick auf die Jesus-Tradition. Werden die Verständnishaskategorien rabbinischer Überlieferung auf die Jesus-Tradition angewandt, so wird deutlich: „Ein unübersehbarer Unterschied [zwischen der Jesus-Überlieferung und der Honi- und Hanina-Tradition] ergibt sich nämlich vor allem daraus, dass Jesus einerseits die Basileia Gottes verkündigt, während sie sich andererseits bereits in seinen Wundern realisierte. Als Spezifikum des ‚Wunder‘-Verständnisses Jesu ist daher die Verbindung zur Eschatologie herauszustellen“ (S. 442).

M. Beckers Arbeit beeindruckt durch das hohe methodische Reflektionsniveau sowie durch die reiche Materialsammlung und die minutiösen und detaillierten Textuntersuchungen. Mit ihren überlieferungskritischen Analysen, die auf historische Wundertäter bzw. Bearbeitungen der hasidischen und rabbinischen Bewegung zurückschliessen lassen, leistet sie einen wichtigen Beitrag zur Soziologie des antiken Judentums sowie zur rabbinischen religiösen Vorstellungswelt und Wirklichkeitsdeutung.

Beate Ego

IRENE KAJON, *Il pensiero ebraico del Novecento. Una introduzione*, Roma: Donzelli Editore 2002, 228 S., € 18,--; ISBN 88-7989-736-5.

Zwei Absichten haben diese Einführung zum jüdischen Denken des 20. Jahrhunderts inspiriert, die Aufmerksamkeit auf fünf jüdische Philosophen zu lenken (Hermann Cohen, Franz Rosenzweig, Martin Buber, Leo Strauss und Emmanuel Lévinas), die nach der Verfasserin trotz ihrer unterschiedlichen Forschungsausrichtungen das gleiche Ziel verfolgen: 1. die Analyse der Möglichkeit, durch die Beziehung zum Anderen (sowohl als anderen Menschen wie auch als dem Anderen gegenüber dem Menschlichen verstanden) auf einer Ebene zu leben, die nicht von der theoretischen Vernunft, von der Einbildungskraft oder vom empirischen Gefühl bestimmt wird; 2. die Verbindung der Philosophie mit den jüdischen Quellen als Ausgangspunkt des Denkens über den Menschen bzw. als Ausdrucksmittel der spekulativen Analyse.

Kajon unterstreicht den von jedem dieser Denker gegangenen Weg von einer durch die Griechen geprägten philosophischen Position hin zu einem Bezug auf die Idee der Transzendenz und erläutert dem Leser alle notwendigen theoretischen, geschichtlichen und theologischen Hintergründe, um diesen Übergang begreifen zu können.

Als weiteres Ziel verfolgt das Buch, die Philosophie als Metaphysik (unter Metaphysik versteht Kajon eine Wissenschaft, die sich hauptsächlich mit dem menschlichen Handeln in der politischen und sozialen Sphäre der Ethik beschäftigt) und das Judentum als Vermittler zwischen der religiösen Tradition und dem modernen Wert der Freiheit qua Autonomie zu verteidigen. Mit dieser Einführung möchte die Verfasserin einerseits die Philosophie gegen die Konzeption der Metaphysik als einer Wissenschaft für Fachleute und andererseits das Judentum gegen eine Konzeption dieser Religion einzig als eines geoffenbarten Gesetzes und einer geschichtlichen Nation in Schutz nehmen. Nach Kajon zeigen Cohen, Rosenzweig, Buber, Strauss und Lévinas, dass die Philosophie aus der Reflexion über die Einheit des Seins und über die Stellung des Menschen innerhalb dieser ontologischen Dimension entstanden ist, ebenso wie sich das Judentum als Intuition eines

von allen Völkern durch die Vernunft begreifbaren göttlichen Gesetzes entfaltet. Philosophie und Judentum – bei den fünf genannten Denkern des 20. Jahrhunderts sind es Universalismus der Vernunft und Sorge um die Menschheit, die beide, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Perspektiven, miteinander verbinden.

Francesca Albertini

HARTWIG WIEDEBACH/ANNETTE WINKELMANN (ed.), *Chajim H. Steinthal. Sprachwissenschaftler und Philosoph im 19. Jahrhundert*, Leiden, Boston, Köln: Brill 2002 (= Studies in European Judaism 4), XXII + 283 S., gebunden, € 87,--; ISBN 90-04-12645-7.

Schritt für Schritt werden die in der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem lagernden Nachlässe aufgearbeitet, um je und je einer breiten Öffentlichkeit im Kontext einer weit ausgreifenden Erinnerung, Würdigung und Diskussion von Leben und Werk des betreffenden Autors zugänglich gemacht zu werden. Nun liegen Beiträge zur Sprachwissenschaft und -philosophie, zu jüdischen Fragestellungen und zur Ethik bei Chajim H. Steinthal (1823–1899) gemeinsam mit einem Bericht über seinen Nachlass vor, die zuerst im Dezember 1999 auf einer Tagung im Bildungszentrum der Konrad-Adenauer-Stiftung auf Schloss Wendgräben (Anhalt-Zerbst) vorgetragen worden sind.

Der Leser lernt Chajim H. Steinthal nicht nur als Lehrer des für den Diskurs der Gegenwart sicherlich wichtigeren Hermann Cohen kennen (vgl. etwa S. 98.115–116), nicht nur als einen vergessenen Hermeneuten, der an die Entwürfe von Schleiermacher und Böckh anschliesst, „um diese allerdings zu differenzieren und in spezifischer Weise zu modifizieren bzw. fortzuschreiben“ (S. 61). Steinthal wird vorgestellt auch als ein Sprachphilosoph, der seinen Ausgang von Wilhelm von Humboldt (vgl. etwa S. 89–90) und Johann Gottfried Herder nimmt (vgl. etwa S. 179), als Mitherausgeber der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* (1860–1890), in der „viele junge, später berühmt gewordene Philosophen und Geisteswissenschaftler“ ein Forum fanden: neben dem schon genannten Cohen auch „Wilhelm Dilthey, Friedrich Paulsen, Georg Simmel und Wilhelm Windelband“ (S. 50). Zudem wird Steinthal sichtbar als ein umfassend und hochgebildeter Geist, der der kritischen Frage so wenige Schranken setzte, dass die Zeitgenossen ihm gar Atheismus vorwarfen (S. 173.184), und als ein glänzender Stilist, ein Meister der prägnanten und präzisen Formulierungen (vgl. etwa den Nachruf auf Leopold Zunz: S. 132–133). Der Leser lernt ihn kennen als Kind seiner Zeit, der eine Ethik schrieb wie viele andere, sich darin mit Darwin und dem Sozialismus auseinandersetzend, jedoch voller Staunen und Vertrauen in den Fortschritt des Menschengeschlechts. Auch muss er als akademischer Lehrer für Sprach- und Religionsphilosophie in Berlin, später dann (1872) als Dozent an der „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ eine charismatische Gestalt gewesen sein. So schreibt G. Karpeles in seiner Einleitung zu einer posthum herausgegebenen Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen Steinthals *Über Juden und Judentum*: „Ein Schauer der Andacht wehte jeden an, der in die Nähe dieses kindlichen Weisen trat. Hier war heiliger Boden. Und mit einem Gefühl der Ruhe und freudiger Harmonie verliess man diese Stätte, wo ein Weltweiser und ein Prophet gewirkt hatte“ (S. 115).

Steinthal suchte im Medium einer – heute wegen der „ideologischen Verwendungen“ des Volksbegriffs in Verruf geratenen – „Völkerpsychologie“ (siehe S. 72) das Allgemein-Menschliche im Jüdischen mit den Mitteln der Sprachphilosophie offenzulegen und plausibel zu machen. „Judentum ist Humanität“ (S. 122), weil und insofern der Mythos als Tradition des Erzählens und Darstellung des „Geist[es] der ursprünglichen Menschengeschlechter“ (S. 125) in den biblischen Quellen von allem Anfang an mit dem Geist der Prophetie in ein kritisches Gespräch gebracht wird (vgl. S. 171–185). In diesem Verständnis hält Steinthal auf seine Weise den – immer wieder neu zu gewinnenden – ethischen Gehalt der Religion fest. Seine Bibelgelehrsamkeit geht mit moderner Bildung eine untrennbare Verbindung ein.

Trotz mancher Redundanzen sei die Lektüre dieses Bandes den Lesern gern empfohlen, die ihr Wissen um die historischen und systematischen Zusammenhänge von jüdischen, sprachphilosophischen und ethischen Fragen vertiefen wollen. Auch mit Blick auf die Entstehung des Begriffs „Antisemitismus“ bietet Steinthals Auseinandersetzung mit Ernst Renan wertvolle Aufschlüsse (S. 175.163). Überhaupt wird man die Tragweite des Vorwurfs Renans, das nachbiblische Judentum sei als ein gesetzestreues „bewegungsunfähig“ und dem „Mangel an Entwicklung“ vergleichbar „wie bei einem Kind, dessen Reife ausbleibt“ (S. 178), mit Blick auf solche – eben darauf antwortende – jüdische Bemühungen nicht unterschätzen dürfen, sich der eigenen Religion in modernem Bewusstsein zu vergewissern. Steinthal antwortet mit der Aufgabe des Übersetzens: „Wir haben Gedanken aus einer sehr naiven, an Kindlichkeit gränzenden Form in unsere logisch gebildete Denkweise zu übertragen“ (S. 179). Hier deutet sich dem Ähnliches an, was Lévinas später eine Religion für Erwachsene genannt hat.

Hans Martin Dober

MANFRED VOIGTS (ed.), *Von Enoch bis Kafka. Festschrift für Karl E. Grözinger zum 60. Geburtstag*, Wiesbaden: Harrassowitz 2002, 456 S., ISBN 3-447-04500-0.

Nicht weniger als 27 Gratulanten vereinigen eine Fülle von Themen und Forschungsergebnissen aus einem breiten Fächerspektrum zu einem bunten Strauss, um damit den Potsdamer Judaisten zu ehren, der seinerseits sowohl mit Monographien und Aufsätzen als auch mit einer ganzen Reihe von Bucheditionen an die Öffentlichkeit getreten ist, deren Themen von der rabbinischen Homilie über das Jüdische bei Franz Kafka bis zu aktuellen Fragen der Religionspädagogik in Brandenburg reichen. So sind in den Beiträgen dieses Bandes neben der Judaistik weitere Fächer wie Philologie und Literaturwissenschaft, Philosophie, Religionswissenschaft und Geschichte – auch der Medizin – und Humanbiologie vertreten. Angesichts dieser Breite kann an dieser Stelle kaum ein zureichendes Gesamtbild vermittelt, geschweige denn eine angemessene Würdigung der Einzelbeiträge erreicht werden. Vielmehr soll ein geraffter Überblick zur eigenen Lektüre und damit zur Entdeckung der einen oder anderen Blüte dieses facettenreichen Strausses ermuntern.

Der Erfurter Religionswissenschaftler J. Rüpke eröffnet den Themenbereich ‚Religionswissenschaft‘ mit einer Studie zur Rolle von Wissenschaften für die Veränderung und Überlieferung von Religionen (S. 13–23). Als Reaktion auf die materialistisch aufgefass-

ten Wissenschaften reflektiert H. Zinser die postmoderne Sinnsuche in der Ausbildung neuer religiöser Bewegungen und ihren Heilsversprechungen, wenn er in seinem Beitrag dem jüngst deutlich gewachsenen Interesse an Religion nachgeht (S. 55–65). Dazwischen untersucht R. Elior die kosmische und zugleich mystische Dimension des Solarkalanders in den Qumran-Schriften als Reflex unerschütterlicher göttlicher Ordnung (S. 25–42), H.-M. Häufig die semantische Opposition von „Heidentum“ und „Judentum“ bei S. L. Steinheim und S. Formstecher (S. 43–53).

Eine Perle sowohl in inhaltlicher als auch in literarischer Hinsicht ist M. Fishbanes Artikel über das Hohelied, der einen zweiten Themenbereich, „Geschichte des Judentums“, einleitet. Mit feinen Fäden spannt er ein Netz zwischen Bibel, Midrasch und Piyyut und zeigt, dass und inwiefern die traditionelle historisierende Exegese deutlich transparent bleibt auf den Eros des durchgehend vitalen Subtextes (S. 69–81). Nach den Fragen der (Re-)Aktivierung tradiert Judenfeindschaft in den konfessionellen Auseinandersetzungen nach Humanismus und Reformation (A. Herzig, S. 83–91), des Verhältnisses von Schutzjudentum und Waffenbesitz in der Vormoderne (J. F. Battenberg, S. 93–104) sowie des Beitrages der jiddischen Chejdersprache für das vitale Standardjiddische – im Sinne des kulturellen Rückgrats einer kontinuierlichen Entwicklung des Jiddischen zur selbständigen Sprache – (E. Timm, S. 105–115), kommt mit „Martin Buber“ ein Thema zur Sprache, dem sich der Jubilar seit über 20 Jahren regelmäßig zuwendet und das sich innerhalb dieses Bandes durch nicht weniger als sechs Beiträge zieht. So erhellt zunächst S. Schreiner eine vernachlässigte Facette der Biographie Bubers, nämlich dessen Beziehung zu Polen, die seit der Kindheit in Lemberg seine Identität nachhaltig prägen sollte, und dies anhand von Bubers Würdigung der eine geradezu universalistisch-messianische Sendung von Polen *und* Juden umfassenden Konzeption der nationalen Idee bei dem polnischen Dichter-Propheten Adam Mickiewicz. Im dritten Teil „Chassidismus und Kabbala“ wirft E. Lappin neues Licht auf Bubers Weg zum Chassidismus wie auch zum Zionismus und zeigt Verflechtungen und Wechselwirkungen auf (S. 183–204). Die hermeneutisch-exegetischen Grundlagen der Bibelauslegung Bubers werden von K.-J. Illman (S. 301–314), die „unendliche Sphäre der Verantwortung“ – nämlich vor dem Unendlichen – im Kontext der neueren Philosophie von E. Goodman-Thau („Dialog mit dem Anderen“, S. 315–322) thematisiert. Um einen ganz anderen Aspekt in Bubers Denken geht es, wenn der Herausgeber Bubers Auffassung von einem unterirdischen und einem offiziellen Judentum aufgreift in seiner Topographie des Begriffspaares „unterirdisch – oberirdisch“ als Ausdruck einer Denkstruktur der Dualität (S. 285–300).

Doch noch einmal zurück zu Teil III, der, abgesehen von Buber, den Bogen von den ethischen Grundsätzen des Prager Maharal (R. Goetschel, S. 133–144) über die kurze akademische Karriere des jüdischen Konvertiten Karl Anton alias Mosche Gerson Levi (Kohen) im Helmstedt des 18. Jahrhunderts (J. Doktór, S. 145–157) und den Seher von Lublin (S. Galley, S. 159–171) bis zur dichterischen Erfassung des Chassidismus bei Sholem Asch spannt (A. Glau, S. 173–182).

Im vierten Teil „Antisemitismus, Holocaust“ ist die Analyse des Auftretens der Ahasver-Figur, des „ewigen Juden“, in der Zeit nach 1600, in der es in der Nachwirkung der Reformation die *eine* Ecclesia so nicht mehr gibt, das Gegensatzpaar „Ecclesia – Synagoge“ also nicht mehr greift, sicher besonders beachtenswert (anhand eines Textes von 1602, gezeigt von W. Frey, S. 207–217). Weshalb L. Yudkin mit seiner Betrachtung über aktuelle Tendenzen in der neueren israelischen Literatur (Verschiebung zum Weiblichen, Verwischen der Genregrenzen) in der Verflechtung von hebräischen Wurzeln und europäischer Aufklärung in diese Rubrik fällt, wird dem Leser nicht recht deutlich.

Unter ‚Philosophie‘ werden neben schon erwähnten Buber-Forschungen zwei ebenfalls hohe, Beachtung verdienende Brückenschläge verhandelt: einmal der von der rabbinischen Literatur nicht explizit gemachte, von D. Krochmalnik jedoch materialreich anhand der Transformationen der kynischen Alexander-Anekdote („Geh mir aus der Sonne!“) aufgezeigte zur griechischen Philosophie (S. 235–270), zum anderen die Assoziation der mittelalterlichen und der postmodernen kommunikationsphilosophischen Perspektive von Augustins Begriff des ‚Inneren‘ her, von dem aus der Willensbegriff profiliert und die je und je sich verdankende Kommunikation mit Gott wie mit Menschen allgemein als hermeneutische, auf Vertrauen basierende Grundsituation jeden Individuums anvisiert wird (W. Stegmaier, S. 271–284).

In H. D. Zimmermanns Aufsatz über Analogien und Affinitäten so unterschiedlicher Profile wie derjenigen des zionistischen Philosophen Felix Weltsch aus dem „Prager Kreis“ um Kafka und von Thomas G. Masaryk, dem tschechischen Philosophen und Gründervater der tschechoslowakischen Republik, dessen überaus aufschlussreiche Rezension zu Hitlers *Mein Kampf* von 1933 hier erstmals wieder abgedruckt wird (S. 323–342), klingt das *Kafka*-Thema an, das im letzten Themenbereich ‚Literatur‘ einen weiteren Schwerpunkt der Festschrift bildet. Zunächst noch wird Grimmelshausen ob seines Judenbildes als ein Vorbote des Toleranzdenkens im ausgehenden 17. Jahrhundert erwiesen (H. O. Horch, S. 345–361) sowie die polnische Ester-Geschichte, das heißt die Bearbeitung des Esterke-Stoffes in der polnischen Literatur des 19. Jahrhunderts, nachgezeichnet (M. Kłańska, S. 363–391). Dann aber folgen drei Beiträge zur Kafka-Forschung, von denen zwei eher den Hintergrund der zeitgenössischen Medizin beleuchten – einmal stellt S. Gilman, ausgehend von einer Tagebuchnotiz, die einen Wachtraum Kafkas von einem Wangentumor festhält, Überlegungen zur kulturellen Einbettung einer solchen Vorstellung auch anhand der psychoanalytischen und medizinischen Erkenntnisse der Zeit an (S. 393–406), zum andern wird Kafkas Zuneigung zur Naturheilkunde dokumentiert (R. Jütte, S. 421–435) –, während die abschliessend zu erwähnende Untersuchung die Selbststilisierung Kafkas als Affe in der Biographie, insbesondere in den Briefen des Dichters an Felice Bauer, zum Gegenstand hat (M. Harman, S. 407–419).

Friedmann Eißler

URSULA SCHULZE (ed.), *Juden in der deutschen Literatur des Mittelalters. Religiöse Konzepte – Feindbilder – Rechtfertigungen*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2002, VI + 290 S., 21 Schwarz-Weiss-Abb., leinen, € 56,--; ISBN 3-484-10846-0.

Wie Titel und Untertitel zu entnehmen ist, befassen sich die insgesamt elf Beiträge dieses Buches mit verschiedenen Aspekten des „Bildes vom Juden“ in der mittelalterlichen deutschen Literatur. – Die ersten beiden Texte haben die Religionsgespräche zum Thema. Vera Milde untersucht S. 13–34 die im Mittelalter weit verbreitete „Silvesterlegende“, der zufolge Papst Silvester Kaiser Konstantin getauft haben soll, während die Kaiserinmutter Helena ihren Sohn zum Judentum zu bekehren versuchte. – Ebenfalls um einen religiösen Disput geht es Monika Wolf, die in ihrem Artikel Ecclesia und Synagoge gegenüberstellt (S. 35–58), wobei es Ecclesia darum geht, die jüdische Verblendung aufzudecken und die

Juden als an der Ermordung Jesu Christi Schuldige zu überführen. – In Ricarda Bauschkes Aufsatz über den jüdischen Minnesänger Süsskind von Trimberg (S. 61–86) steht die Frage der kulturellen Integration im Mittelpunkt. – Ganz anders stellt sich das Problem bei den Judeneiden. In einer Zeit, als Verträge und Vereinbarungen noch nicht schriftlich fixiert waren, kam dem Eid eine besondere rechtliche und gesellschaftliche Bedeutung zu. Die Juden mussten ihre Eide häufig auf die fünf Bücher Moses leisten. Die Eidesleistungen waren oft von Selbstverwünschungen und von entehrenden Ritualen begleitet. Dieser Artikel stammt von Annette Schmidt (S. 87–106). – Unter dem Titel „Das Jüdel“ behandelt Cordula Henning von Lange die Geschichte der Bekehrung eines jüdischen Knaben, der – ähnlich wie die drei Jünglinge im Feuerofen Nebukadnezars – aus einem Feuer gerettet wird (S. 135–162). Diese Mirakeldichtung geht auf Gregor von Tours zurück. – Mit Hans Folz, dem Verfasser von Fastnachtsspielen, deren Gewaltphantasien keine Tabus kennen und den Kulminationspunkt der literarischen antijüdischen Polemik bilden, befasst sich Matthias Schönleber S. 163–182. – Um judenfeindliche Vorstellungen im Passionsspiel geht es im Aufsatz von Florian Rommel S. 183–208. – Die Rechtfertigung von Pogromen ist das Thema der Aufsätze von Nicole Spengler über die Legendenbildung um Simon von Trient (S. 211–232). – Björn Berghausen geht in seinem Text dem Vorwurf des sogenannten Hostienfrevels nach (S. 233–254). – Der letzte Text von Stefan Nied (S. 257–278) ist der Figur des wandernden Juden gewidmet, dem Ahasver, welcher, der Legende gemäss, Jesus auf dem Weg ans Kreuz verspottet haben soll.

Annette Brunschwig

HANS PETER ALTHAUS, *Zocker, Zoff & Zores. Jiddische Wörter im Deutschen*, München: C.-H. Beck 2002 (= Beck'sche Reihe 1476), 158 S., kartoniert, € 9,90; ISBN 3-406-47616-3.

Mitunter werfen wissenschaftliche Forschungen auch Interessantes und Wissenswertes für die nichtforschende Allgemeinheit ab: So hat Hans Peter Althaus, einer der Führenden auf dem Gebiet der deutschen Jiddistik mit Lehrstuhl in Trier, ein Büchlein mit dem bezeichnenden Titel *Zocker, Zoff & Zores* vorgelegt, in dem er heute wie früher in die deutsche Sprache eingegangenes jiddisches Wortgut auf vergnügliche Weise untersucht. Dass er dabei nur auf bekannte Wörter wie Zores, Maloche, meschugge, Chutzpe und dergleichen zurückgreift, um sie nicht nur synchron sondern auch diachron (hierzu stützt sich Hans Peter Althaus auf diverse Wörterbücher wie das von Kluge, Küpper oder den Duden) zu analysieren, tut indes der Untersuchung keinen Abbruch, denn dem Verfasser ist mit seinen Ausführungen an zweierlei gelegen: Zum einen leistet seine Arbeit einen wichtigen Ansatz zur Erforschung der kommunikativen Funktion dieser „Jiddismen“ etwa in Presse und Dichtung. Zum anderen ist Hans Peter Althaus bestrebt nachzuweisen, dass besagtes Wortgut durchaus nicht, wie von so vielen Forschern wie auch von der Öffentlichkeit angenommen, unbedingt aus dem Rotwelschen als der „Gaunersprache“ ins Deutsche gekommen ist, sondern über das Jiddische durch direkten Sprachkontakt der jüdischen mit der nicht-jüdischen Bevölkerung (vgl. zum Beispiel S. 49). Der Hinweis, dass die „Gleichsetzung der Sprache der Juden mit der Gaunersprache [...]“ unwissentlich die Verleumdungen der Nationalsozialisten wieder auf[nimmt]“ (S. 19), zeigt, wie wichtig

Hans Peter Althaus diese etymologische Einschätzung ist. Der Verfasser weist nach, dass besonders seit den Siebzigern wieder vermehrt auf jiddische Wörter zurückgegriffen wird, nachdem die Verunglimpfung alles Jüdischen und erst recht des Jiddischen durch die Nationalsozialisten die Verwendung von Jiddismen während und nach dem Zweiten Weltkrieg unmöglich gemacht hatten.

Die recht detailgetreue Analyse von Literatur und Presse, hier besonders der Sport(!)presse, belegt, dass Jiddismen nahezu allgegenwärtig sind und wesentlich umgangssprachlich, salopp verwendet werden; eingehender weist Hans Peter Althaus auf diesen Umstand im Kapitel „Funktionen der Jiddismen in der Literatur“ am Ende des Büchleins hin. Ein tiefer Blick ins Wörterbuch zeigt interessante Formen der Bedeutungsveränderung mancher jiddischer Wörter: So kommt „Zoff“ ursprünglich vom hebräischen „Sof“, was soviel wie „Ende, Schluss“ bedeutet, seit langem aber schon das Bedeutungsfeld von „Zank, Streit, Ärger . . .“ abdeckt (vgl. etwa S. 92).

Was Verlag, Vorwort und Literaturverzeichnis bedauerlicherweise schlicht unerwähnt lassen, ist die Tatsache, dass ein Buch mit demselben Titel vom Verfasser bereits 1995 in der Reihe „Trierer Schriften“ als Band 3 erschienen ist. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, ob sich in den letzten sieben Jahren hinsichtlich des Gebrauchs der zitierten Jiddismen erneut Verschiebungen ergeben haben.

Yvonne Domhardt

BETTINA RIEDMANN, „*Ich bin Jude, Österreicher, Deutscher*“. *Judentum in Arthur Schnitzlers Tagebüchern und Briefen*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2002 (= *Conditio Judaica* 36), VI + 477 S., 18 Abb., kartoniert, € 82,--; ISBN 3-484-65136-9.

Die Herausgabe der gesamten, zehn Bände umfassenden Schnitzlerschen Tagebücher – begonnen im Jahre 1987 in Wien unter der Leitung von Werner Welzig – wurde mit der Präsentation des letzten Bandes im Jahre 2000 abgeschlossen. Bereits zwei Jahre später, 2002, hat Bettina Riedmann an der Universität Innsbruck ihre germanistische Dissertation vorgelegt, in der sie in der Hauptsache Schnitzlers gesamte Tagebücher, aber auch Briefe, kleinere Schriften und eine Werkauswahl sehr detailliert analysiert hat. Ziel ihrer Arbeit ist es, Schnitzlers Selbstverständnis als Jude in den Jahren 1879 bis 1931 nachzuzeichnen. Die Verfasserin hat in zweierlei Hinsicht ein schwieriges Thema gewählt: Zum einen hatte Schnitzler seine Tagebücher nicht nur zum persönlichen Gebrauch verfasst, sondern war darauf bedacht, dass diese Tagebücher nach seinem Tode der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt würden, da er ihnen eine „enorme Bedeutung“ (S. 7) beimass. Somit haben diese Tagebücher eher öffentlichen Charakter, als dass sie über Schnitzlers Innerstes und Persönlichstes wirklich Auskunft gäben. Zum zweiten, und dies gibt Bettina Riedmann selbst zu bedenken, beginnt sich „eine Tagebuch-Forschung per se erst zu entwickeln“ (S. 8), so dass nur auf wenige einschlägige Vorarbeiten zurückgegriffen werden kann, was sich unter anderem insofern auf die vorliegende Arbeit auswirkt, als sie keiner erkennbaren, bereits erprobten Methode folgt, sondern überwiegend deskriptiv-paraphrasierend ausgerichtet ist.

Ihrer Zielsetzung, Schnitzlers jüdische Identität nachzuzeichnen und im Spannungsfeld von Identität und Alterität anzusiedeln, ist die Verfasserin gewiss gerecht geworden; allerdings bestätigt sie mit ihrem Forschungsergebnis hauptsächlich das, was über Schnitzler bereits bekannt – und überdies nicht sehr überraschend – ist, nämlich, dass sein „Schwanken zwischen Zugehörigkeit und Entfremdung [vom Judentum; . . .] im Laufe der Jahre weiter zu[nahm]“ (so etwa M. L. PERLMANN, *Arthur Schnitzler*, Stuttgart 1987, S. 18). Die Analyse der Tagebücher und Briefe beweist mithin, dass Schnitzlers Oszillieren zwischen besagter Entfremdung und Zugehörigkeit nicht nur in seinem literarischen Werk aufscheint, sondern eben auch in den privaten Aufzeichnungen, die ja wiederum von ihm als Produkt für die Öffentlichkeit konzipiert waren (vgl. auch die Internetzusammenfassung der Arbeit in deutscher und englischer Sprache unter www.arcus.ac.at/DissDB/diss/UI/GW/trn100075).

Die sich teilweise über mehrere Seiten erstreckenden Zitatwiedergaben (vgl. z. B. die Seiten 246ff., 324ff., 339–340, 341–342, 396–399[!], 432–434[!]) bieten zwar einen interessanten Einblick in die Gedankenwelt Arthur Schnitzlers, lassen den Leser, die Leserin aber oft mit dem Originaltext allein: Über weite Teile der Arbeit verknüpft die Verfasserin die Zitate lediglich mit Kurzkommentaren wie „Im selben Jahr schrieb er an seinen Freund Gustav Schwarzkopf“ (S. 27), „1913 erwähnt Schnitzler erneut Konflikte an der Universität“ (S. 34), „Schnitzler reagiert vorerst mit Galgenhumor“ (S. 49), „In Herzls Tagebuch liest sich die Reaktion Schnitzlers etwas anders“ (S. 126), „Schnitzler verweist hier auf folgende Stelle im Roman“ (S. 242), „Und im darauffolgenden Jahr notiert er“ (S. 350) – die Reihe liesse sich fortsetzen. Hier gilt: Weniger wäre mehr gewesen, und viele Wiederholungen hätten vermieden werden können. Fazit: Die Verfasserin hat letztlich eine inhaltlich gegliederte, kommentierte Teilausgabe der Schnitzlerschen Tagebücher unter Berücksichtigung des zeitgeschichtlichen Kontextes vorgelegt.

Trotz dieser problematischen Aspekte kann der Verfasserin der über 475 Seiten starken Arbeit, die immerhin 1239 Anmerkungen aufweist, Solidität, Fleiss und akribische Recherche nicht abgesprochen werden; die Literaturliste und das Register sind fundiert, die gesamte äussere Form sowie Stil und Ausdruck makellos.

Yvonne Domhardt